

HEYNE <

einzelkind

GRETCHEN

Roman

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Für Pampel



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Vollständige Taschenbuchausgabe 12/2014
Copyright © 2013 by Edition Tiamat, Verlag Klaus Bittermann
Copyright © 2014 dieser Ausgabe by
Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Randomhouse GmbH
Printed in Germany 2014
Umschlaggestaltung: Nele Schütz Design, München, unter
Verwendung eines Motivs von @plainpicture/Alain Caste
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-43801-9
www.heyne.de



Als Gretchen Morgenthau aufwachte, fiel ihr der Himmel auf den Kopf und es fehlte nicht viel, da wäre Gott gleich mitgefallen. Sie hatte noch zwei Tage zu leben. Vielleicht drei. Schnupfen. Unheilbar. Endstadium. Die Nase war geschwollen und purpurrot. Auch der Bauch gearb sich aufmüpfig, rumorig und von Größenwahn getrieben. Die Viren schienen aus allen Nähten zu platzen, als fühlten sie sich nicht mehr wohl in diesem Körper, als bräuchten sie Frischluft. Sie ließ Dr. Mandelberg kommen, der eine Etage unter ihr seinen Ruhestand genoss und der ihr Rufen nie unbeantwortet ließ. Es hieß, er habe eine Schwäche für die Frau Intendantin, es könnte aber auch Demenz gewesen sein. Denn jeden Tag aufs Neue schob er heimlich einen kleinen Zettel unter ihrer Wohnungstür hindurch, handbeschriftet, mit schwarzer Tusche voller Rußpigmente, und auf den Zetteln standen kleine, rätselhafte Botschaften. Und die klangen so: *Sie sind mein Lieblingsmädchen, für immer.* Oder: *Wären Sie ein Tier, wären Sie ein Regenbogen.* Oder: *Ohne Euch ist der Mond wie Löwenzahn.* Zudem bestäubte er das Aquarellpapier von Hahnemühle mit einer Tinktur aus Sandelholz und Bergamotte. Und auch wenn er die Zettel nie unterschrieb und er immer ein kleines Geheimnis um die Urheberschaft machte, so war doch jedem im Haus bewusst, welcher Absender hier am Werke war. Dr. Mandelberg aber war kein Zurückgebliebener, er wusste, dass seine Chancen nicht die allerbesten waren, die Hoffnung aber starb auch bei ihm zuallerletzt. Gretchen Morgenthau hatte vor vielen, vielen Jahren einmal klargestellt, dass eine Liaison für sie unter keinen Umständen in Frage

käme. Nicht einmal in ihren Träumen. Und in seinen besser auch nicht. Dr. Mandelberg war fast ein Jahr älter als sie, da hatte er nicht ernsthaft annehmen können, sie würde mehr als nur Mitleid empfinden. Obgleich er immer recht adrett aussah, wenn er mit seinem Köfferchen aus grob gegerbtem Rindsleder aufmarschierte, in seinen altmodischen Cordanzügen, die, obwohl immer eine Nummer zu groß, ihm dennoch irgendwie standen, wie auch an jenem Tag, als der Schnupfen ihrem Leben ein jähes Ende setzte. Viel konnte Dr. Mandelberg nicht tun, er konnte nie viel tun, er war ja Arzt. Er tastete ihren Bauch ab und sagte, sie habe eine Verstopfung und solle Kamillentee trinken. Kurpfuscher, fluchte sie, Kurpfuscher. Woraufhin Dr. Mandelberg erwiderte, er fände alleine hinaus.

Gretchen Morgenthau schaute aus dem Fenster, sie lauschte den Schritten und hörte, wie in Höhe der Hortensie am Ende des Bücherregals der Boden knirschte, wie er es immer tat, in ihrer Altbauwohnung oben im Norden der Stadt, mit Blick in den Park, der im Winter immer so traurig aussah, als sei er verlassen worden. Seit sie nach London gezogen war, lebte sie hier, in der zweiten Etage, auf knappen 120 Quadratmetern, kein Palast, sicher, aber für eine Person gerade eben ausreichend. Sie hatte eine Schwäche für Bescheidenheit. Und das Notwendigste war ja vorhanden. Stuck, Flügeltüren, Holzdielen, kleine Kostbarkeiten von Bekannten wie Jasper Morisson und Ettore Sottsass, das Lieblingssofa von Jaime Hayon, an den Wänden de Kooning, Reinhardt, Pollock, keine wirklichen Überraschungen, Standard für eine Dame ihres kulturellen Ranges. Als die Wohnungstür ins Schloss fiel, seufzte sie schwer, der Schnupfen war besiegt, aber sie würde ein Auge auf ihn haben, da konnte er sicher sein. Sie schleppte ihren vom Kampf geschwächten Körper in die Küche, schüttete Kaffee auf und schaltete das Radio ein. So leise, dass

Bachs Etüden kaum zu hören waren. Sie hielt sich gerne in der Küche auf, sie war ein Küchenmensch, immer gewesen, sie liebte das gesellige Beisammensein inmitten duftender Kräuter und klappernden Geschirrs. Doch als sie den Kühlschrank öffnete, machte sie eine entsetzliche Entdeckung: Die Erdbeeren hatten Schimmel. Nicht die oberen in der Schale, die sahen großartig aus, ein sattes, majestätisches Rot, von grünem Blattwerk behängt, das an kitschige Postkarten aus Killarney erinnerte. Doch schon eine Lage darunter vermehrten sich Pilze in einem Tempo, dass selbst professionellen Karussellfahrern schwindelig wurde. Einen Tag alt und schon Schimmel. Wie nur sollte sie ihren Joghurt essen ohne Erdbeeren? Banane war erst letzte Woche, und Kiwi, ja Kiwi, dafür musste sie in Stimmung sein, das ging nicht so einfach, da hätte man ja gleich von ihr verlangen können, sie solle es mal mit Brombeeren versuchen. Und was würde als Nächstes kommen? Dass sie ihr Geschirr selbst spült? Mit Putzmitteln? Also wirklich.

Es gab Tage, die konnten ihr gestohlen bleiben, aber auf Diebe war auch kein Verlass mehr. Der Kaffee hinterließ Spuren, eine kleine Unruhe bemächtigte sich ihrer, ein Blick auf die Uhr, es wurde Zeit, sie wollte nicht zu spät kommen, sie hasste Unpünktlichkeit. Insbesondere bei anderen. Denn selbst kam sie nie zu spät, es sei denn, Naturgewalten waren am Werk. Sie war ja selbst erstaunt, wie oft London von einem Tsunami oder einem Erdbeben heimgesucht wurde. Erst letzten Dienstag hatte sie Pech mit einem Vulkanausbruch, der ihren Friseurtermin um gute zwei Stunden nach hinten verschob. Diesmal jedoch wollte sie allen Eventualitäten die Stirn bieten und nur die akademische Viertelstunde gelten lassen.

Im Ankleidezimmer, mit zwölf Quadratmetern eine Bürde, die sie aber zu tragen verstand wie keine Zweite, erschrak sie für einen kurzen Moment. Ihr fiel auf, dass

sie gar nichts zum Anziehen hatte. Armut, so dachte sie, müsse man sich leisten können, ein zu teures Vergnügen, als dass sie je die Muße dafür gehabt hätte. Und so war es auch nicht das Wenige, sondern das Viele, das ihr Kopfzerbrechen bereitete. Für die Verhandlung musste etwas dezent Autoritäres her, eine Mischung aus Eleganz und Überheblichkeit, auf jeden Fall nicht ganz so verspielt, wie sie es sonst bisweilen wagte. Eigentlich hätte sie eine Stunde für die Kleiderwahl veranschlagt, um auch nur halbwegs dieser Aufgabe gerecht werden zu können, aber der Schnupfen hatte ihren Zeitplan durcheinandergewirbelt. Es war nun an ihr zu zeigen, dass sie auch in extremen Situationen die Nerven behielt und das Unmögliche möglich machen konnte. Ihre Wahl fiel auf ein korallenrotes Chanel-Kostüm aus Mohairwolle, von glücklichen Ziegen gewiss, dazu schwarze Mid Heels von Rupert Sanderson, Betty ihr Name, denn Schuhe ohne Namen, sagte sie immer, haben keine Seele, und ohne Seele gehe sie nicht aus dem Haus. Passend dazu wählte sie die Riviera Stola von Louis Vuitton und die schwarze Handtasche von Fendi. Sie legte ihre Wahl aufs Bett, ging ins Badezimmer, schaute in den Spiegel und dachte an Wintergemüse, danach an Artaud und danach an Prada. Das Sprunghafte ihrer Gedanken war nicht neu, es nahm nur zu in letzter Zeit, ein sonderbares Gefühl, nicht nur verrückt zu sein, sondern irre zu werden. Sie spielte mit ihren langen grauen Haaren und mit der Idee, einen Dutt zu flechten, aber ganz sicher war sie nicht. Rouge Noir und Eight Hour Cream waren Standard. Beim Hübschmachen wollte sie keine Experimente wagen. Es reichte, wenn sie ihre großen, wasserblauen Augen betonte, in denen zu ertrinken nie schwerfiel, Vergnügen indes bereitete es eher selten. Es stimmte wohl, was ihre beste Freundin Fine immer sagte, dass sie die Menschen verstöre, schon mit ihrer Erscheinung, die nicht recht ins Bild einer 75-Jährigen passte, in dem das Rollatorende

und das gebrechliche Hinwegsabbern des Restlebens noch nicht ausgemalt wurde. Immer noch wirkten ihre Beine in den blickdichten Strumpfhosen von Wolford, die sie in allen nur denkbaren wie auch bedenklichen Farben besaß, nahezu makellos, ihrem Gesicht mangelte es an Demut, und selbst ihre vielen Falten waren so beneidenswert geschwungen, als hätte Vermeer höchstselbst den Pinsel geschwungen. Mit ihren aufrechten 1 Meter 80 überragte sie die meisten Männer mühelos, und sie mochte es, wenn den Männern ungeheuer war, und wenn sie dann noch die Stimme erhob, die auch ohne Mikrofon kleine Gemeindesäle zu beschallen verstand, dann gingen die Männer lieber auf den Naschmarkt, zu Marillenschnaps und Friedefreudeeierkuchen. So jedenfalls waren die Männer in Wien. Und auch in ihrer Wahlheimat sah Gretchen Morgenthau die Männer an, als stände auf ihrer Stirn das Wort *Opfer*. Die Männer aber waren ein anderes Thema, ein ganz anderes, denn als sie erneut auf die Uhr schaute, fiel ihr ein, dass sie vor der Verhandlung noch mit Fine verabredet war, im Emilys. Sie musste noch ein Taxi rufen, und sie betete zu Gott, der Taxifahrer möge nicht wieder ein verhinderter Thomas Bernhard sein, der trunken auf nassen Heldenplätzen taumelt. Und sollte erneut ein Schüler ihr über die Straße helfen wollen, so versprach sie hoch und heilig den Notarzt zu rufen, bevor sie das dumme Kind vor einen Bus schubste. Frühkindliche Erziehung war schließlich erste Bürgerpflicht in London, dem Moloch.

Kyell öffnete das Fenster, die Gardinen stoben auseinander und die kalte Aprilluft brach sich Bahn. Er atmete tief ein. Es roch nach Schnee, aber das tat es oft, und nicht immer kam er dann auch, der Schnee, und außerdem hatte es tags zuvor über zehn Grad, aber auch das hieß nie viel. Es war schon hell, um diese Jahreszeit ging die Sonne nur noch für eine kurze Zeit unter, sie zu vermischen war nicht einfach, denn meistens blieb ihr Verschwinden unbemerkt. Draußen machten sich die ersten Frühaufsteher an ihr Tagwerk, Jákup trieb seine fünf Kühe in die Höhe, denn oben auf den Hügeln gab es ein solch saftiges Gras wie sonst nirgendwo in Gwynfaer. Auch Samu war bereits in voller Montur auf Position, er saß auf einem Hocker vor seinem Haus, sein Fernglas fest in beiden Händen, dieses Jahr wollte er auf keinen Fall die Ankunft der ersten Puffins verpassen, komme, was da kommen sollte. Die Papageientaucher waren heilig, ihm und allen anderen, nur den McGreedys nicht, den schottischstämmigen Ausländern, die aßen Vögel, auch in der Suppe. Kyell blickte nach links, aufs Meer, das ungewöhnlich sanft brandete, als wäre es auf Klatschmoor. Der Tee in seinen Händen war noch heiß, der Dampf stieg ihm in die Nase, ein Geruch nach Zedernholz und Waldbeeren, ein Geruch nach seiner Jugend, die seit genau einem Monat vorbei war.

Kyell schaute auf das kleine Foto rechts neben dem Küchenregal. Er wusste nicht, wieso. Er schaute eigentlich nie auf das Foto. Warum auch? Nostalgie oder Wehmut waren ihm nahezu fremd. Zumindest in diesem Fall. Seine Kindheit war schön. Er hatte keine Eltern. Das

heißt, er hat sie nie richtig kennengelernt. Seine Mutter starb, als er sie das erste Mal sah. Der Vater war nur auf der Durchreise. Es hieß, er verunglückte nur kurze Zeit später. Es gab nur dieses eine Foto von ihnen, aufgenommen in Norwegen, auf einem kleinen Bahnhof mit nur einem Paar Schienen, das, von Unkraut umwuchert, kaum noch zu erkennen war. Und immer, wenn er es anschaute, das Foto, sah er, wenig überraschend, das Gleiche: Seine Eltern sitzen Händchen haltend auf einer Bank und schauen aneinander vorbei. Die Mutter im Blümchenkleid. Ihre halblangen Haare sind dauergewellt und bilden im Wind ein krudes Knäuel. Auf ihren nackten Armen zirpt eine Gänsehaut. Sie sieht zerbrechlich aus, nach Porzellanfigur. Der Vater trägt einen schwarzen Anzug. Zwischen seinen Lippen hängt eine selbst gedrehte Zigarette. Der Rauch nebelt sein schmales, kantiges Gesicht zur Hälfte ein. Seine glatten Haare sind nach hinten gekämmt, nur eine einzige Strähne hängt vor seinem rechten Auge. Er schaut auf den Boden, auf die Holzplanken, die vom letzten Regen noch nicht richtig trocken sind. Ein brauner Lederkoffer mit silbernen Beschlägen, die voller Schrammen von den vielen Reisen sind, steht neben ihm.

Für Kyell war das Foto immer nur ein einziges Rätsel. Er wusste nicht, auf welchen Zug sie gewartet haben, er wusste nicht, wohin der Vater wollte, er wusste nur, dass ihm die Eltern fremd waren. Er vermisste sie nicht. Er hatte sie auch nie vermisst. Und er glaubte, das sei falsch. Aber sicher, sicher war er sich da nicht.

Aufgewachsen ist er bei seinem Großvater. Als Kyell zu ihm kam, war er nur ein kleines Bündel Leben, und es gab Wetten, wie er später erfuhr, dass auch nicht viel mehr aus ihm werden würde. Der Großvater war ein Berg. So wie der Grendill. Vielleicht etwas größer und kräftiger, schwer zu sagen, die Erinnerung zeigte sich bisweilen etwas ungestüm in Gwynfaer. Aber wenn die

Sonne seitlich auf den Großvater schien, legte sich sein Schatten auf die Hälfte der Insel und dann gab es immer Ärger mit den Bauern, deren Rüben ganz mickrig wurden und schmeckten, als hätte man sie aus Holz geschnitzt und in Jod getunkt. Ins Gesicht aber haben sie es dem Großvater nie gesagt, nicht, weil es nicht stimmte, sondern weil es unklug gewesen wäre. Der Leumund des Großvaters war nun mal nicht der allerbeste. Das lag an seinen Händen. Zu Fäusten geballt konnten sie schlimme Dinge anrichten. Er schlug jedoch nie Frauen oder Kinder, egal was sie sagten oder taten, nur Männer. Und diese Männer mussten mindestens seine Statur haben, was nicht einfach und auch nicht immer zu bewerkstelligen war. Und sie mussten den Großvater zutiefst verärgeren. So wie Baal, der Schmied, der auf dem Mittsommerfest den Großvater fragte, ob er ein wenig zur Seite rücken könne, die Bank sei schließlich für alle da.

Im Nachhinein betrachtet hätte Baal wissen können, dass der Großvater Fragen, die sich nicht ziemten, aufzuwiegen trachtete. Mit Zähnen. Und eigentlich wurden in weiser Nachsicht zwei Zähne für die Bank veranschlagt, darunter ein Eckzahn, doch Baal meinte, noch einmal aufstehen zu müssen, und dann wurde einfach potenziert. Nächstenliebe, sagte der Großvater, sei eine Frage der Interpretation. Stimmen, die ihm mangelnde Spielpraxis im sozialen Miteinander vorwarfen, gab es eigentlich nicht, und wenn, dann nur hinter vorgehaltener Hand. Im Ernstfall wurde alles abgestritten. Sicher war sicher.

Gegen Kyell hat der Großvater nie die Hand erhoben, es gab auch nie einen Grund dazu, denn Kyell lernte sehr schnell auch die kleinsten Nuancen im Tonfall zu deuten, wie jeder es tat, dem das eigene Leben wertvoll erschien. Nur wenn der Großvater komisch war, nicht komisch wie lustig, sondern komisch wie komisch, dann wusste Kyell nie so genau, wie er sich verhalten sollte. Manchmal

schaute der Großvater aus dem Fenster, und dann besuchte er eine Welt, die nur er kannte und die er beschützte vor allzu neugierigen Blicken und Fragen, von der er nie erzählte, es keine Postkarten gab, nicht das kleinste Andenken, und dann, wenn er wieder zurückkam, in die unsere, die so unglaubliche Welt, dann war er immer ein wenig erschrocken, für einen kurzen Moment nur, wie eine Überraschung, die ihn traf, ganz ungemein und hinterrücks, und es schien dann immer, als ob er sich fragte, wer Kyell denn sei, und wenn er sich dann erinnerte, schüttelte er kurz den Kopf, strich an seinem Bart hinab, von den Wangen bis zum Kinn, und sagte: »Der Winter wird kalt.«

Der Großvater sagte immer, dass der Winter kalt werden würde, meistens schon im Sommer, wenn die Apfelbäume noch voller Leben waren und sie nach der Schule immer im See badeten, bis sie blau wurden oder an Lungenentzündung starben. So wie Olaf. Dabei war Olaf dick und sah immer so gesund aus. Die Winter aber wurden immer kalt, und der Großvater hatte immer Recht. Wahrscheinlich, weil er der klügste aller Menschen war. Er wusste auf alle Fragen eine Antwort. Selbst auf Fragen, die noch gar nicht gestellt wurden, von deren Existenz die Welt erst Jahre später erfuhr. Wie zum Beispiel: Welche Farbe hat die Quadratwurzel aus neun?

Doch der Großvater war nicht nur ein Denker. Beileibe nicht. In jungen Jahren hatte er sogar einen Hang zur Trivialliteratur. Und wenn er infolge übermäßigen Alkoholkonsums in romantische Stimmung verfiel, dann holte er eines dieser Bücher aus der hintersten Ecke hervor, setzte sich zu Kyell ans Bett, kräuselte die Stirn, als ob er selbst nicht so genau wüsste, was er da tat, und las aus ihnen vor. Er kicherte dann immer ein wenig und mahnte zwischendurch, dass die leichte Unterhaltung ihm bloß nicht zu Kopf steigen solle, denn auch wenn sie wie Honig schmecke, so klebe sie doch letzten Endes nur. Der

Großvater ahnte nicht, dass die *Ilias* ihn keinesfalls unterforderte, obwohl er schon fünf war. Und Kyell wollte nicht, dass der Großvater ihn für zurückgeblieben hielt. Sicher, manchmal hätte er sich gewünscht, dass sie einfach nur Bälle hin und her werfen, aber er wusste, dass der Großvater ihn mochte, er zeigte es nur anders.

Als Kyell noch zur Schule musste, war er immer vor ihm wach, und in der Küchenstube knisterten schon die Holzscheite, und es roch nach altem, nass gewordenem Leder und starkem Kaffee, den der Großvater trank, und auf dem Tisch stand ein Glas Milch, die Pausenbrote waren schon verpackt, und es war Leberwurst darauf, so dick, dass sie an den Seiten herausquoll, dass er groß und stark werde, denn ein klappriges Hungergestell, sagte der Großvater, dulde er nicht in seinem Haus. Und als Kyell groß genug war, zeigte der Großvater ihm, wie man einen Baum fällt und ihn zu Brennholz verarbeitet, wie man einen Fisch fängt, ihn tötet, ausnimmt und zubereitet, wie man überlebt, als Mann, dem einzig die Natur noch Fragen stellt.

Seit über einem Monat konnte Kyell seinem Großvater keine Fragen mehr stellen. Seit über einem Monat war er jetzt erwachsen. Er besaß ein kleines Haus, einen Külschrank und Puccini, das Schwein. Und er trank jetzt Kaffee. Keine Milch mehr. Auch nicht im Kaffee. Schwarz. Allerdings nur, wenn kein Tee da war, denn eigentlich mochte er gar keinen Kaffee. Aber das musste ja nicht jeder wissen. Er hatte sogar einen Beruf, das heißt, er war noch im Praktikum, seit zwei Wochen schon, nur gelernt hatte er noch nicht allzu viel, da Tykwer, sein Lehrmeister, in wissenschaftlichen Studien steckte, die sich auf ganz persönlicher Ebene mit den Variablen Ethanol und Delirium befassten. Und so kam es, dass Kyell schon nach kurzer Zeit Leben und Tod in seinen Händen zu jonglieren hatte.

Als Gretchen Morgenthau jung war, so jung und unschuldig wie ein Küken, und als sie in ihrem Zimmer am anderen Ende des Erdbeerfeldes stand, da sah sie ihre glorreiche Zukunft in einem Zirkus, als Nomadin die große weite Welt erkunden. In jenen Jahren hatte sie noch eine sehr verwunschene Vorstellung von einer Menagerie und einem Jahrmarkt, von der Artistik und der Jonglage. Es roch nach nassen Tieren und offenem Feuer, nach herbem Schweiß und süßem Parfum. Kühne Rabauken stritten um bunte Frauen, und der Esel machte *Iah*. Ein fahrendes Volk jenseits aller Konventionen, ein trübendes Panoptikum aus Akrobaten, Dompteuren, Gauklern, Illusionisten wie auch Narren, Pyromanen und Dieben, und mittendrin sie, Gretchen Morgenthau, die dunkle und geheimnisumwitterte Prinzessin, die, all der bewundernden Blicke gewiss, auf einem stolzen Schimmel reitend die Manege erobert. Und dort wartete schon der Clown in der traurigen Gestalt, der am liebsten Jungfrauen meuchelte, und dem sie das Gerechte zu lehren auserkoren wurde. Ihre heimliche Liebe zum ungarischen Kartenabreißer war selbstverständlich tragisch, wenn nicht gar tragödisch. Denn Milán, wie der ungarische Kartenabreißer hieß, war dereinst Seiltänzer, bis er nach einem Sturz aus fünf Metern Höhe einen komplizierten Trümmerbruch davontrug und darob das linke Bein ein wenig nachzog. Das Gesicht sah auch nicht mehr so schön aus. Erst sehr viel später, mit zwölf Jahren, legte Gretchen ihre naiven Mädchenfantasien ab, sie wurde erwachsen und entschied sich für einen realistischen wie gleichsam seriösen Beruf: Auftragskiller.

Dass sie eines frühen Tages beim klassischen Theater landen würde, war weit weniger geplant. Steinig war der Weg, aber steinig war der Weg aller, wer wollte sich da groß beschweren, so er nicht Tölpel hieß oder wie die Neuberin gegen Fürsten, Grafen und Könige zu fechten hatte. Am Max Reinhardt Seminar wollte man Gretchen nicht, obwohl sie sich beim Vorsprechen extra die Stirn aufgeschnitten und mit ihrem Blut das Wort *Knutschen* auf den Boden gemalt hatte. Also ging sie nach Paris. In die Stadt ihrer Mädchenträume, in der Leben noch Sünde hieß und eine Frau noch Königin und nicht Kaltmamsell war. Sie verliebte sich schon beim ersten Besuch in das barocke Théâtre Antoine und in den ein oder anderen Existenzialisten, der ihr den Hof machte. Und sie liebte es, mit Freunden und Fremden bis in die frühen Morgenstunden in verrauchten und verruchten Etablissements zu sitzen, Boheme zu spielen, fachsimpelnd über Anouilh und Giraudoux zu streiten und die letzte Tartuffe-Aufführung zu vernichten, die doch so fürchterlich kitschig war. Es war eine Zeit, in der sie nur selten unangenehm auffiel, weil sie noch auf der Suche war und die Fesseln der Erziehung immer noch nicht abstreifen konnte. Das änderte sich jedoch schnell. Ihre Schauspielerausbildung war nur von kurzer Weil, eine Katastrophe, wie sie später sagte. Dabei stand sie an ihrem ersten Tag mit großen Kulleraugen und gebührender Ehrfurcht vor dem Conservatoire National Supérieur d'Art Dramatique. Doch nach nur drei Monaten hatte sie sich mit allen Dozenten überworfen, die allesamt Dilettanten, Hurenöhne und Kleinkünstler waren. Auch ihre Zeit als Eleve bei Barrault war weit entfernt von einem harmonischen Tête-à-Tête, zum Abschied sollen gar Messer geflogen sein, aber das waren nur Gerüchte. Mit den wenigen Frauen, die in den Fünfzigern und Sechzigern eine Karriere am Theater wagten, war es auch nie wirklich einfach, es war, wie so oft unter Frauen, intrigant und kratz-

büchtig, gehässig und missgünstig. Sie ließ schließlich Racine, Marivaux und Molière in Frankreich, verließ ihr muffiges Apartment in der Rue des Martyrs, verließ Pigalle und all die Prostituierten, die ihr ans Herz gewachsen waren und siedelte nach England über. Genauer gesagt zu Ben, ihrem temporären Liebhaber, einem aufstrebenden Filmschauspieler, der immer so gut nach Whiskey und Vanille roch. Und ein letztes Mal versuchte sie es mit einem Studium, an der Royal Academy of Dramatic Art, und ein letztes Mal scheiterte sie. Aber sie verstand nun endgültig, dass ihr Talent nicht auf der Bühne lag, dass sie vielmehr in Bildern zu denken, dass sie zu komponieren und zu dirigieren verstand. Und so hospitierte sie bei Guthrie und Devine, wohnte eine Zeit lang dem politischen Theater der Joan Littlewood bei und wähnte sich auf dem besten Wege, eines Tages eine berühmte Prinzipalin zu werden. In der Welt der Regisseure und Intendanten aber, in einer von Großmannssucht und Pfautum verschwitzten Dünkelwirtschaft, schaffte sich nur Respekt, wer das Messer in den Rücken des Lehnsherren zu bohren verstand, exakt zwischen den Schulterblättern, tief, sehr tief. Dafür brauchte es Nerven aus Stahl und eine ausgeprägte Affinität zum altehrwürdigen Meucheltum. Anders war den Herren der Schöpfung nicht beizukommen, denn dem Weib war es zwar unbenommen, die Mutter Courage zu mimen, außerhalb der Bühne aber sollte es vorzugsweise penetriert werden oder sonstwie zu Diensten sein. Gretchen Morgenthau war diesbezüglich eine äußerst unangenehme Partie, weshalb ihr wohl auch keine Steine, sondern ganze Steinbrüche in den Weg gelegt wurden. Sie lernte schnell, was es bedeutete, wenn *Kollegen* plötzlich auffallend oft in der Disposition zu sehen waren und der Technik kistenweise Hochprozentiges vor die Füße stellten. Sie kannte all die kleinen und großen Tricks, die notwendig waren, um die Konkurrenz ins offene Messer

laufen zu lassen, um die Premiere der höheren Gewalt zu opfern. Es gab auch Männer, die offen sagten, dass sie nicht mit Frauen zusammenarbeiten, da die Bestie Regie selbstverständlich nur von einem Mann zu bewältigen sei. Männer, die euphemistisch Chauvinisten genannt wurden, deren Hybris jedes Schamgefühl erblassen ließ, deren Künstlersein das Ungezogene und die Schreihaftigkeit doch geradezu einforderte, gab es im Theater zu Genüge, ja, es schien gar in ihren Genen zu liegen, voller Furor in den untersten Schubladen zu wühlen und denkmalend Schwein zu sein. Doch es gab auch jene, die in den Pausen ihrer Göttlichkeit und nimmermüden Egomanie zu menschenähnlichen Flaneuren mutierten, die mit Charme, Humor und Weisheit ihre Schäfchen und alten Hasen zu besänftigen und zu motivieren verstanden, an denen aufzuschauen ein Verlangen und kein Gehorsam war, jene wenigen, denen die Müdel Leib und Seele vor die Füße warfen, jene wenigen, die zu den ganz Großen wurden, die das Theater komischerweise immer wieder mal hervorbrachte.

»Geld oder Leben!«

Gretchen Morgenthau hatte die Haustür gerade erst geöffnet und den Jungen aus der engen Gasse gar nicht kommen sehen. Er drängte sie zurück in den barocken Hausflur. Er war vielleicht vierzehn Jahre alt, mit dunklen Locken, die sein milchiges Gesicht umspielten, nicht wahrhaft groß gewachsen und von schlaksiger Gestalt. Er hielt eine Pistole in seiner zarten Hand, er streckte den Arm aus und seine vollen Lippen schienen leicht zu zittern, als er zum zweiten Mal sagte: »Geld oder Leben.«

Gretchen Morgenthau blickte, nur mäßig überrascht, den jungen Mann an. Todesangst sah irgendwie anders aus, weniger gleichgültig, mehr mit Schweißperlen auf der Stirn und mit Knien aus Wackelpeter.

»Geld oder Leben«, wiederholte der Junge mit dünner, aber nun lauter Stimme.

»Bitte?«, fragte Gretchen Morgenthau.

»Geld oder Leben, Alte. Hörst du schlecht?«

»Da du so direkt fragst, ja, in der Tat, mein Gehör hat in den letzten Jahren doch erheblich nachgelassen ...«

»Jetzt pass mal gut auf, Oma, das hier ist ein verwickelter Raubüberfall, und wenn ich dich frage, Geld oder Leben, dann ist das doch nicht schwer zu verstehen, oder?«

»Nun gut, dann Leben.«

»Was?«

»Leben. Du fragtest, ob Geld oder Leben, und ich gebe dir mein Leben.«

»Ich ficke deine Mutter!«

»Bitte?«

»Gib mir dein scheiß Geld, du Opfer.«

»Na, den geschenkten Gaul und das Maul kennt man wohl nicht mehr. Zeiten sind das.«

»Das ist kein verdammtes Spiel, Oma!«

»Nicht in dem Tonfall.«

»WAS?«

»NICHT IN DEM TONFALL!«

»ICH KNALL DIR GLEICH DIE BIRNE WEG!«

»ICH HABE KREBS IM ENDSTADIUM!«

Stille.

In der Ferne klapperte ein Gaul im leichten Trab auf Kopfsteinpflaster. Der junge Verbrecher senkte die Pistole und ließ die Schultern hängen. Seine Augen, die noch vor einer Minute zu unbarmherzigen Schlitzern verengt waren, glichen denen von Seehundbabys. Doch auch für Seehundbabys gab es Menschen, die so lange mit einem Knüppel draufschlugen, bis nur noch ein totes blutiges Etwas übrigblieb.

»Mein lieber Nadjib, dein Timing war schon sehr viel besser«, begann Gretchen Morgenthau voller Milde, »aber du lässt dich immer noch zu schnell irritieren. Außerdem glaube ich dir einfach nicht, dass du abdrücken



Einzelkind

Gretchen
Roman

ERSTMALS IM TASCHENBUCH

Taschenbuch, Klappenbroschur, 240 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-453-43801-9

Heyne

Erscheinungstermin: November 2014

Überraschend, fies und unglaublich lustig – Bühne frei für Gretchen Morgenthau!

Gretchen Morgenthau ist eine Legende des Theaters. Zum Unglück ihrer Mitmenschen eine lebende. Die Karriere als Intendantin hat sie beendet, den Gottesstatus aber behalten. Ihr Leben in London könnte kaum großartiger sein. Doch dann geschieht das Udenkbare. Wegen einer Unachtsamkeit wird Gretchen zu vier Wochen auf einer Vulkaninsel bei Island verurteilt. Sie soll mit den Einheimischen ein Theaterstück aufführen. Keine gute Idee.



[Der Titel im Katalog](#)